



Die Rationalität des Untergangs

Thomas Meier

Auszug aus dem Jahresbericht
„Marsilius-Kolleg 2010/2011“

Als man mir 2008 in meinen Berufungsverhandlungen – gleichsam als Kompensation für die Ablehnung aller meiner Ausstattungswünsche – vorschlug, ich solle mich mit einer meiner interdisziplinären Projektideen doch für ein Fellowship im Marsilius-Kolleg bewerben, erschien mir dieser Gedanke reichlich bizarr. Marsilius-Kolleg? Nie gehört!

Gleichwohl, die Neugier siegte, ich begann zu recherchieren, zumal als eine entsprechende Ausschreibung in mein E-Mail-Postfach flatterte. Eine Art Center for Advanced Studies als interne Heidelberger Institution? Klang ja nicht uninteressant, zumal die Konditionen im Erfolgsfall attraktiv und der Bewerbungsaufwand äußerst überschaubar schienen (und es dann auch tatsächlich waren). Einen Versuch war's wert ... Und sogleich stellte sich heraus, dass ich zunächst einmal zu spät dran war, denn die potentiellen Projektpartner für interdisziplinäre Projekte, die ich eigentlich in der Pipeline hatte, waren bereits Marsilius-Fellows. Da für ein Tandem also der Kompagnon fehlte, blieb die ebenfalls nicht unattraktive Möglichkeit, mein Glück als Solitär und mit etwas Anderem zu versuchen, das eben auch alleine sinnvoll zu bearbeiten sein könnte.

Die Rationalität des Untergangs

Thomas Meier

Das Ziel: Wie ticken die Fächer?

Was sich anbot, war eine Metastudie, die mich als Erbe aus einem früheren interdisziplinären Projekt umtrieb: Was sind in verschiedenen Disziplinen eigentlich valide Argumente? Was gilt in welchem Fach als Beweis, was als Falsifikation? Auf welche Rationalitäten gründen sich solche Argumente und Beweise? Und woher nehmen die verschiedenen Disziplinen ihre Rationalitäten? Kurz: Wie ticken die verschiedenen Fächer? Warum tun sie es so und nicht anders? Und vor allem: Lässt sich daraus eine gemeinsame fächerübergreifende Rationalität ableiten, auf der Interdisziplinarität aufsetzen kann?

Dieses Projekt – zumal wenn es leidlich empirisch arbeiten will – reicht ohne Weiteres aus, sich einige akademische Leben lang damit zu beschäftigen. Was Not tat, war also eine Begrenzung, eine Art Fallstudie, die sich über mehrere, möglichst unterschiedliche Disziplinen ziehen lässt und einigermaßen repräsen-

tative Schlussfolgerungen auf die rationale Verfassung der Disziplinen im Allgemeinen erlaubt. Im Kontext früherer Arbeiten in der historischen Umweltforschung hatte ich mich bereits mit der archäologischen Nachweisbarkeit von Naturkatastrophen beschäftigt, und das dann für einen Workshop des Cusanus-Werks zu einer Skizze ausgebaut, wie mein eigenes Fach, die Ur- und Frühgeschichte (eine archäologische Teildisziplin), über Katastrophen und Untergänge spricht. In einem Hauptseminar zum Thema machten mir die Studenten obendrein deutlich, dass in dem Thema noch viel mehr Musik ist, als ich ohnehin schon dachte.

In der Tat sind Ursachen, Wege und vor allem die Wahrnehmung von Krisen und Katastrophen seit einigen Jahren (wieder) „sexy“ in den Kulturwissenschaften und hier besonders in den historisch arbeitenden. Doch Zusammenbruch, Kollaps und Untergang ereignen sich nicht allein in der Domäne der Kultur- und Sozialwissenschaften, sondern auch die Naturwissenschaften sind auf ganz verschiedenen Ebenen und in höchst unterschiedlichen Maßstäben mit Untergangsphänomenen befasst: Die Medizin, den Zusammenbruch des Patientenkörpers zu vermeiden oder doch wenigstens zu verzögern, die Biologie mit dem Kollabieren von Ökosystemen, die Astrophysik mit dem Untergang von Sternen, Galaxien und Universen. Jede dieser Disziplinen (und weitere mehr) verfügen über Theorien, Modelle und Erklärungen, wann es warum und wie zu entsprechenden Untergängen kommt. Betrachtet man die Sache wissenschaftshistorisch, so zeigt sich schnell, dass die Untergangsszenarien der einzelnen Disziplinen keineswegs zeitlos sind, sondern immer wieder durch neue ersetzt werden – und zwar nicht nur in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die in ihren Interpretationsmustern ohnehin als recht innovationsfreudig gelten, sondern auch in den vermeintlich so empirisch-objektiven Naturwissenschaften. Gemeinhin mag man diesen Wandel der Erklärungsmuster als „Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis“ bezeichnen. Aber ist das nicht zu einem Gutteil Augenwischerei, der unser hehres wissenschaftliches Selbstbild befriedigt? Was (daher?) fehlt, ist eine systematische und kritische Reflexion, warum sich wann welche Erklärungsmuster durchsetzen. Zwar sind seit Thomas Kuhn die sozialen Bedingungen für Paradigmenwechsel in der Wissenschaft offengelegt (und vielfach bestätigt worden), aber die erkenntnistheoretischen Bedingungen, warum sich gerade dieses und nicht ein anderes neues Paradigma durchsetzt, wurden erstaunlich wenig hinterfragt. Der cursorische

Überblick über mein eigenes Fach legte den dringenden Verdacht nahe, dass die Paradigmenwechsel in den archäologischen Narrativen von kulturellen Untergängen aktuelle gesellschaftliche Diskussionen über kulturelles Scheitern nachvollzogen, in die Vergangenheit projizierten und das so konstruierte historische Wissen dann als scheinbare Analogie in den gesellschaftlichen Diskurs zurückspiegelten.

Wege und Abwege

Genau hier wollte ich mit meinem Marsilius-Projekt unter dem Titel „Untergangsszenarien der Wissenschaft als Reflektionen gesellschaftlicher Gegenwart“ ansetzen: An Hand ausgewählter Disziplinen und am Beispiel von Untergangsnarrationen fragte es nach den Formen und Bedingungen wissenschaftlicher Wissensk Konstruktionen in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Diskussionen und Plausibilitätsmustern. Unter meinen Mit-Fellows hoffte ich auf Interesse, das es mir erleichtern würde, die Diskursräume mir völlig fremder Fächer zu erschließen. Interesse und Unterstützung blieben nicht aus, aber schon nach den ersten Diskussionen im Kolleg erwies es sich als viel zu ambitioniert, das Vorhaben in der angestrebten Breite durchzuführen. Sowohl



die intensiven Kenntnisse in der Fach- und Ideengeschichte mehrerer, ganz unterschiedlicher Disziplinen, wie die Querbezüge zwischen ihnen und der Gesellschaft sind zu umfangreich und komplex, um von einer Person innerhalb eines (halben) Jahres bewältigt werden zu können. Dafür bedürfte es schon eines ganzen Forschungsprogramms in der Größenordnung eines Sonderforschungsbereichs oder wenigstens einer Graduiertenschule.

Was also tun?

Erstens methodische Zugänge entwickeln, wie die Generalthese meines Projekts disziplinenübergreifend angegangen, wie Fachgeschichte als Schnittpunkt inter- und transdisziplinärer Ideen beschrieben und analysiert werden kann. Besonders ergiebig erweist sich hierfür, so scheint mir, ein Zugang über die Sprachform der Fächer: die Diskursanalyse, die Narrativanalyse und die Metaphernanalyse. Alle drei setzen an jeweils unterschiedlichen Aspekten sprachlicher Wissensmanifestationen an und analysieren über un- oder halb-bewussten Sprachgebrauch die Rationalitätsstandards und Plausibilitätsstrukturen von Wissenskonstruktionen. Dadurch lassen sich Übernahme- und Austauschphänomene von Ideen zwischen Wissenschaften bzw. zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fassen, die sonst nicht erkennbar wären, aber maßgeblich die Konstruktion akademischen Wissens steuern. Und zweitens diese methodischen Zugriffe konkret erproben:

Die Diskursanalyse ließ sich in verschiedenen Vorträgen in Fortsetzung meiner Vorarbeiten zum Marsilius-Projekt an der Ideengeschichte meines eigenen Faches, der Ur- und Frühgeschichte, am Beispiel des Sprechens vom Untergang testen. Dieser Zugang stellt die Regeln des Sprechens in den Mittelpunkt und fokussiert auf die Machtverhältnisse, die durch diese Regeln produziert werden. Gerade bei Themen von hoher gesellschaftlicher Brisanz wie der Furcht vor dem Kollaps, welche die Gesellschaften der Moderne regelmäßig befällt, ist die Diskursanalyse daher besonders geeignet, die politische Dimension in der Wechselwirkung von Wissenschaft und Gesellschaft auszuleuchten: Wie gesellschaftliche Redeordnungen die Denkmöglichkeiten der Wissenschaft steuern und limitieren und wie andersherum das wissenschaftliche Expertentum als Machtinstrument in der gesellschaftlichen Diskussion eingesetzt wird.

Die Narrativanalyse habe ich an einem verwandten Thema, der wissenschaftlichen Konstruktion eines wahrhaft finsternen Mittelalters, präzisiert (vgl. den Beitrag S. 49). Seit Hayden White ist bekannt, dass sich auch die Geschichtsschreibung narratologischer Strukturen bedient, wie sie bis dahin nur der Literatur zugeschrieben worden waren, und ihre Geschichten nach bestimmten Mustern konzipiert, um Metageschichten – so in diesem Fall ein Fortschrittsnarrativ – zu erzählen. Zugleich lässt sich an der Konstruktion eines finsternen Mittelalters zeigen, wie im interdisziplinären Dialog zeitversetzt rezipierte Narrative aus Nachbarfächern noch über Jahrzehnte erkenntnisleitend wirken, obwohl sie an anderer Stelle längst durch neue Paradigmen ersetzt wurden und damit etablierte Stereotype in der Gesellschaft unterfüttern, anstatt sie, wie es längst fällig wäre, zu widerlegen.

Schließlich führten mich die Diskussionen im Kolleg wenn auch nicht zur Bewältigung meines überdimensionierten Forschungsprojekts, so doch wieder an die ursprüngliche Frage meines Projekts zurück, Disziplinen vergleichend nach den zugrundeliegenden Rationalitäten und ihren Bedingungen zu fragen. Schnell zeigte sich nämlich, dass ich bei weitem nicht der einzige Fellow mit solcherart wissenschaftstheoretischen Interessen war. Ein gemeinsam mit meinem Mit-Fellow Klaus Tanner (Theologie) organisierter Workshop griff daher die Metaphernanalyse auf. Unter dem Titel „Rationalitätsstandards und Metapherngebrauch. Die Funktion von Metaphern in der Wissenschaftspraxis“ zielte er darauf, inwieweit sich am Metapherngebrauch inter- und transdisziplinäre Transferprozesse festmachen lassen, welche die erkenntnisleitenden Paradigmen in einer Disziplin steuern? Ein erster Survey über zehn Disziplinen von der Informatik über die Ökonomie bis zur Theologie zeigt nicht nur, dass dieser Ansatz Forschungsneuland ist, sondern vor allem in einer historischen Perspektive, wann welche Disziplin Metaphern von wo importiert, wesentliche neue Erkenntnisse im Sinn meiner ursprünglichen Fragestellung verspricht, wie die Fächer eigentlich ticken.

Schöne Aussichten:

In den Diskussionen und Arbeiten des Marsilius-Jahres sehe ich zentrale Bausteine – methodische wie inhaltliche – zu einer Geistesgeschichte meines

Faches als Schnittpunkt inter- und transdisziplinärer Ideen. Fachgeschichte in dieser Art zu treiben scheint mir nicht nur ein logisches Komplementär zur Wissenschaftssoziologie Thomas Kuhns, sondern auch ein Zugang, der weit über die Archäologie hinaus eine neue Form von Wissenschaftsgeschichte begründen könnte.

Erfahrungen:

Das Marsilius-Fellowship habe ich als einzigartigen Freiraum für Kreativität und ergebnisoffenes Forschen an der Universität Heidelberg erlebt. Im Gegensatz zu anderen Programmen und Initiativen, die durch inhaltliche Vorgaben, den Druck unmittelbar messbarer Ergebnisse und viel zu knappe Mittel konterkariert werden, bietet das Marsilius-Kolleg ein phantastisches Forschungsbiotop. Es lässt ahnen, dass Forschung jenseits von DFG-Programmen und Exzellenz-Initiativen auch wirklich neue Universen des Wissens entdecken und Spaß machen kann. Diese Erfahrung stellt nicht nur die intrinsische Motivation wieder her, sondern sie ermutigt vor allem, sich auf das Wagnis echter Interdisziplinarität einzulassen und (dauerhafte) Brückenschläge mit Gleichgesinnten aus der ganzen Universität zu versuchen, die sonst wohl nie ins Blickfeld geraten wären. Diese Erfahrung erleichtert nicht eben die Rückkehr in die Enge des universitären Alltags.